

# DEUTSCHER AUSTAUSCHSTUDENT IN UNGARN

VON WOLFGANG LEYDHECKER

„So, Austauschstudent sind Sie? Ist denn das während des Krieges möglich?“ — Das ist die Frage, die ich immer wieder gestellt bekomme. Ja, es ist möglich, und die Tatsache, dass der *Deutsche Akademische Austauschdienst* auch im Kriege Studenten in befreundete Länder schickt, nach Italien, Ungarn und Japan, zeigt, wie wichtig wir die Pflege des Verständnisses der Völker für einander nehmen. Verstehen aber kann man ein Volk nur, wenn man längere Zeit Musse hatte, es kennen zu lernen, seine kulturellen Leistungen zu studieren, seine Politik im Lande selbst mitzerleben, sich mit seinen inneren und sozialen Problemen vertraut zu machen, seine Städte und seine Landschaft zu durchstreifen und vor allem: sich mit dem Geist des Volkes zu befreunden. Unvoreingenommenheit und guter Wille sind alle Eigenschaften die man braucht, Augen und Ohren offen zu halten ist alles, was man tun muss.

Im Mai komme ich nach Budapest, in den Tagen der Frühjahrsmesse und der Deutschen Buchausstellung. Gleich am ersten Tage beginnt eine ehrenamtliche Tätigkeit: Aufsicht in der Buchausstellung zu führen. Aus der grossen Zahl der Besucher hört man da dauernd Fragen, die eine gute Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur und das Interesse der Ungarn für unsere Ausstellung zeigen. Die alten Drucke im ersten Saal, der den deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen seit Gutenbergs Erfindung gewidmet ist, belehren nicht nur viele ungarische Betrachter über dieses jahrhundertealte fruchtbare Verhältnis; auch für mich bedeutet diese Zusammenstellung von Zeugnissen des langen kulturellen gegenseitigen Einflusses eine Erklärung für manches, was ich noch im Laufe meines Aufenthaltes zu sehen bekomme. Zugleich scheint mir dies aber auch der politischen Freundschaft eine festere Grundlage zu geben.

Zwei Abteilungen üben die grösste Anziehungskraft aus: das wissenschaftliche Schrifttum und der Tisch mit den politischen Aufklärungsschriften. Dies besonders beweist, wie sehr man trotz aller jüdischen Flüsterpropaganda nach ehrlichem Verständnis verlangt.

Am ersten freien Sonntag nehmen mich ungarische Freunde mit auf die Messe. Hier sind es die Stände mit ungarischer Volkskunst, mit Leder- und Pelzarbeiten, Porzellanwaren und Stickereien, von denen ich mich nur schwer trennen kann. Zu schade, dass man nicht über unbeschränkte Devisen verfügt! Am liebsten möchte man alles kaufen! Wohl wusste ich schon von dem hohen Stand des ungarischen Kunstgewerbes, aber so schöne und unverfälschte Zeugnisse dafür bekommt man im Ausland nicht zu sehen.

Am Abend wartet meiner noch ein ganz grosses Erlebnis: Budapest in Festbeleuchtung. Eigentlich wollte ich schon, müde vom vielen Sehen, zu Bett gehen, aber die Kameraden vom *Eötvös-Kollegium*, in dem ich untergebracht bin, lassen mir keine Ruhe. So wandern wir denn auf den nahen Blocksberg, und geniessen dort einen unvergesslichen Anblick: zu unseren Füßen zieht die Donau, ein schwarzer Spiegel, in dem die beleuchtete Kettenbrücke, das angestrahlte Parlament und die Lichter von Schiffen und Häusern glänzen und zu uns heraufgrüssen. Jenseits dehnt sich Pest, funkelnd und glitzernd von den tausenden von Lampen, wie eine Krone, darin als kostbare Kleinode angestrahlte Kirchen und Paläste prunken. Hell durchschneiden die grossen Strassen den schwarzen Grund: Rákóczi-Strasse in der Mitte, Üllöer-Strasse rechts und Andrassy-Strasse links davon. Nur gedämpft klingt ihr Lärm zu uns.

Wir gehen weiter, an der hellen Zitadelle vorbei zur Burg. Auf dem Wege erzählt mir mein Freund, wie in alten Zeiten jede Handwerkerinnung ein bestimmtes Stück der Befestigungsmauer an der Burg gegen feindlichen Ansturm zu verteidigen hatte. „So hatten auch die Donaufischer ihren Teil, und da siehst Du ihn schon: die Fischerbastei.“ Unwillkürlich bleibe ich stehen: Huschen nicht Gespenster flink durch die pechschwarzen Schatten dieser maurisch-romantischen Formen? Ich lausche jetzt — jetzt nahen sich schlüpfende Schritte —, vielleicht der alte Kastellan? — aber nein, der Traum zerrinnt, und eine Erscheinung ganz aus dieser Welt reisst uns in die Gegenwart zurück: ein verhuzeltes Weiblein bietet uns Blumen an.

Nun folgt eine schwere Enttäuschung: in Deutschland hat grade ein Trimester angefangen, hier geht das Frühjahrs-Semester zu Ende und ich kann nicht mehr immatrikuliert werden. So verliere ich ein Semester und muss bis zum Beginn des nächsten die Studien unterbrechen. Aus der Not versuche ich eine Tugend zu machen. Der Sommer verspricht heiss zu werden — ein Versprechen, das er nicht halten wird —, und kalten Maiwochen folgen warme Junitage. Im nahen Gellértbad lassen wir uns bräunen, auf dem gepflegten Rasen und in



Liegestühlen ruhen wir uns aus und schöpfen neue Kraft für kommende Arbeit.

Jedem Deutschen, auch wenn er sonst von Ungarn und Budapest wenig weiss, ist der Name Margareteninsel ein Begriff. Deshalb dränge ich die Kameraden, auch dort einmal baden zu gehen, und jetzt geht auch dieser Wunsch in Erfüllung. Leichter Morgennebel liegt über dem Fluss und lässt nur die Umrise der grossen Gebäude am Pester Ufer erkennen. Die glitzernde Wasserfläche wird von schwarzen Schleppern durchschnitten. Wir kommen über die Margaretenbrücke zum Eingang der Insel. Sicher waren meine Erwartungen hoch gespannt, aber durch die Wirklichkeit werden sie bei weitem übertroffen. An herrlichen Blumenbeeten vorbei gehen wir über die roten gepflegten Wege, die so früh morgens noch leer sind von Besuchern. Nur ein paar Mädchen kehren Abfälle zusammen, und ihre farbenfrohen Röcke passen gut zu den braunen nackten Beinen. Kein Geklingel von Elektrischen, keine Autohupen stören hier; wir geniessen die Stille, die nur durch Vogelgezwitscher belebt ist, und atmen in vollen Zügen die reine Luft, die vom Flusse herüberweht. Die Sonne blickt durch das Laub der grünen Bäume und färbt die Blätter vom schattigen dunkelgrün bis zum hellsten gelbgrün, malt wunderliche Flecke auf den Wegen und blitzt in den taufrischen Blumen. Da sind wir schon am Palatinusbad, ziehen uns aus und geniessen die Weite des grossen Schwimmbeckens, in dem das Wasser so klar ist, dass man bis zum Grund hinab blicken kann, faulenzten in den bequemen Sitzringen, die die heisse Schwefelquelle umgeben, tollten im Wellenbad und lassen den Blick frei schweifen hinüber zum Ofener Ufer, zu den bergigen Abhängen, die im zauberischen Nebelglanz unwirklich fern und doch so nahe vor uns liegen.

Die Tage werden länger und heiss, die Arbeit will nicht mehr recht voranschreiten. Da kommt die freundliche Einladung der Gräfin X., den Juli auf ihrem Schloss in der Nähe von Miskolc zu verbringen. Meine Gegenleistung soll nur darin bestehen, dass ich den Kindern Kamerad bin und mit ihnen deutsch spreche. Die medizinischen Bücher sind schnell im Koffer, denn Aussetzen will ich mit der Arbeit nicht, hoffe vielmehr, in der ländlichen Abgeschlossenheit gesammelter lernen zu können. Auf dem Bahnhof in Budapest treffe ich die junge Gräfin, und so vergeht die Fahrt rascher, da wir sie zusammen machen. Ein Wagen mit zwei Fuchsstuten erwartet uns, als der Zug hält, und bringt uns an grünenden Feldern vorbei zum Schloss. An der Abendtafel bekomme ich den ersten Eindruck von der schweren Arbeit, die

wir nun vier Wochen lang tun sollen: aufzuessen und den allzugrossen Lockungen zu widerstehen.

Lehrreich ist es hier für mich, die deutsch-ungarischen Fragen in ungarischer Beleuchtung kennen zu lernen, über die Volksgruppenfrage, über Siebenbürgen und über die ungarische Verfassung zu hören. Nie hat ja das starke Nationalbewusstsein das Diktat von Trianon angenommen, in dem  $\frac{2}{3}$  des ungarischen Bodens den Nachbarvölkern zugeteilt wurde, nie ist der Ruf „Nem, nem, soha!“ (Nein, nein, niemals!) verstummt. Immer mehr wächst die Spannung mit Rumänien: wenn wir im Flusse baden, sehen wir über uns Flieger kreisen, im Nachbardorf liegt Einquartierung, die Pferde werden zum Militär geholt, das Auto ist schon lange dort, und jetzt wird auch noch die junge Gräfin, die Rot-Kreuz-Schwester ist, durch ein Telegramm sofort nach Budapest zurückgerufen. So liegt der Schatten des drohenden Krieges auch über diesem noch friedlichen Lande und macht sich sogar in unserer Abgeschlossenheit bemerkbar.

Nur zu schnell vergehen die schönen Wochen, und als ich scheide, weiss ich, dass ich von diesem Schloss vielleicht die liebste und dauerhafteste Erinnerung an Ungarn und an ungarische Gastfreundschaft mitnehme neben der hohen Achtung für die Gastgeberin, die es verstand, sich nie die Arbeitsüberlastung durch die Aufsicht bei den Erntearbeiten anmerken zu lassen, und immer freundlich und hilfsbereit Zeit für ihre Gäste und Familie fand.

Über Budapest geht die Fahrt an den Plattensee, nach Almádi, wo ich den August mit einem ungarischen Freund verbringen will. Unsere Zimmer liegen unmittelbar am See. Wenn wir morgens aufstehen, ziehe ich schnell die Badehose an und schwimme vor dem Frühstück eine halbe Stunde weit hinaus, allein in der Weite des Sees, auf dessen glänzendem Spiegel sich die verankerten Bote im Morgenwind leise wiegen, allein unter dem unendlichen Himmel, allein so weit vom Ufer weg, dass die Häuser an unserem Strand wie im Sandkasten aufgebaut aussehen, dass der Landungssteg garnicht mehr recht zu unterscheiden ist, dass die blauen Berge am fernen jenseitigen Ufer noch stärker locken als sonst. Dann darf man sich ganz eins fühlen mit der Natur, eins mit der Unendlichkeit, darf in morgendlicher Weihestunde, wenn kein Laut über den See dringt, der grossen Stille in der Natur lauschen, die die Brust öffnet, dass sie auch in unser Herz eindringe, und die Sinne schärft, dass wir sie in uns vernehmen. Man kehrt schliesslich um, steigt aus dem Wasser mit lockeren Gelenken und schweren Gliedern, aber Lungen voll reiner Luft und einem Herzen voll eines Erlebnisses, von dem die nichts wissen können, die jetzt



verschlafen die Fensterläden öffnen, um ihre unfrisierten Häupter vom Alkoholdunste der vergangenen Nacht in der Morgensonne zu befreien. Und ausser der seelischen Harmonie, ausser dem Lustgefühl getaner körperlicher Arbeit bringt man noch etwas mit, weniger poetisch und doch zur Erholung gehörend: einen Hunger wie ein Wolf.

In Budapest lebte ich abgeschlossen, ohne Zutritt zu Familien; hier zeigen sich mir die Budapester von einer neuen Seite. Bald kennt man die meisten anderen Badegäste vom Strandbad morgens, von der Strasse vormittags, vom gemeinsamen Mittagessen, vom Nachmittagsbummel und vom Tanzabend, bald schliesst man sich enger zusammen, erzählt, fragt mich über Deutschland und bewundert die deutschen Siege. Man verabredet gemeinsame Ausflüge und lädt sich ein, sich in Budapest zu besuchen. Gegen meine Erwartung sehe ich später, dass es nicht bei der Einladung bleibt, die man sommerlich-unbeschwert und unbestimmt leicht ausspricht, sondern dass sie im Herbst in Budapest wiederholt wird und dass liebe angeknüpfte Bande nicht so schnell reissen.

Auch zu mir war als Kind sogar von den Grosseletern die Kunde von ihm gedrungen, die Kunde vom grössten europäischen See, von herrlichen flachen oder gebirgig-bewaldeten Ufern, von Sonne, blauem Himmel und blaugrünem Wasser, von reifenden Trauben, deren süsser Wein, Himmel, See und Sonne in sich vereint, vom Ziel ihrer Alterssehnsucht.

Hier in Almádi werde ich dazu angeregt, mir Bücher über die rassische Zusammensetzung und die Herkunft der Ungarn zu verschaffen, denn man trifft grosse, schlanke junge Männer, mit blonden Haaren, blauen Augen und geraden, schmalen Nasen, die ebensogut in Norddeutschland geboren sein könnten neben schwarzhaarigen Kindern mit starken Backenknochen und dunklen Augen, von untersetztem Körperbau, die sogar die Mongolenfalte zeigen. An die asiatische Herkunft der Ungarn erinnert heute ja auch noch die Volksmusik, deren Tonleiter nur fünf Töne kennt und an gregorianische Weisen anklingt. Ähnliche Melodien finden wir heute nur in Asien, in Japan und China. Ihren völkischen Ursprung verfolgen die Ungarn bis an den Ural, von wo die Stämme teils nach Finnland wanderten, teils sich im Karpathenbecken ansiedelten. Daher kommt es auch, dass die ungarische Sprache gar keine Ähnlichkeit mit irgendeiner andern europäischen hat, weder mit dem Russischen noch mit den Sprachen des Balkans, sondern im grammatikalischen Aufbau nur dem Finnischen ähnelt.

Petrus enttäuscht uns auch im August, wie er es im Juli schon getan. Tagelang lässt er es regnen und verdammt uns zu Langeweile und Bridge mit ungezählten Zigaretten. Manchmal lässt er auch einen zünftigen Sturm aufziehen. Dann färbt sich der Himmel blaugrau, bedrohlich schiebt sich die Wolkenwand näher, schwefelgelb leuchtet es darin. Die Wellen fühlen das Unheil nahen. Ängstlich laufen sie hin und her, springen ans Ufer, bedecken sich mit weissen Kämmen und sind ganz ratlos, wo sie sich verstecken sollen. Da fährt auch schon der erste Atemstoss aus den himmlischen Lungen auf sie nieder: „Ins Schilf, ins Schilf!“ Das biegt sich, es ist alt und an rauhe Anpfliffe gewöhnt. In unserer kleinen Bucht tanzen die Boote, ihre Maste pendeln riesig gross nach links und rechts. Endlich fahren die Blitze strafend und entspannend ins Wasser nieder, der Regen rauscht über See, Strand, Schilf, Boote und die Veranda herab und mildert die Wut des Windes.

Immer kürzer, immer seltener werden die Sonnentage. Man spürt den nahenden Herbst. Zum 20. fahren wir nach Budapest zurück, um die Stefansprozession zu sehen und in Farben zu fotografieren. Die Hand des Heiligen Königs Stefan I. wird am 20. August, dem Nationalfeiertag, in feierlichem Umzug in ihrem kostbaren Schrein von dem Aufbewahrungsort in der Burg zur nahen Krönungskirche gebracht. Ein grosses Geleite begleitet sie: der Fürst-Bischof, der hohe Klerus, Mönche und Nonnen, die höchsten Würdenträger des Staates, der Adel in den prächtigen Magnatentrachten aus Seide und Atlas, reich mit Gold bestickt, die Schulen, das Militär, die Pfadfinder und endlich — das vielleicht farbigste und für den Fremden interessanteste Bild — Bauernabordnungen aus ganz Ungarn.

Leider gelingt das Fotografieren nicht; der Himmel ist bedeckt, die Farben sind stumpf und tot, da die Sonne fehlt, die sie zum Leben erwecken könnte.

Nachmittags gehe ich ins Stadttheater zu den „Perlenstraus“-Festspielen. Hier tanzen in der Woche des Stefanstages Bauern und Bäuerinnen Volkstänze in ihren wunderschönen farbigen Trachten. Die bequemste Gelegenheit ist das, diese Trachten, die man auf dem Lande nur Sonntags zu sehen bekommt, zu studieren. Es beginnt mit dem „lépő-futó“, dem Tanz der Kochweiber, die bei grossen Hochzeiten mit ihren Töpfen selbst den Takt dazu schlagen. Grell klingen ihre Schreie durch den Saal, fremd, wild, asiatisch berührt die Musik, die garnichts mit unserer europäischen zu tun hat, oder etwa mit der Zigeunermusik, die im Ausland fälschlich immer für die ungarische Musik gehalten wird. Dann folgt ein Tanz aus dem Komitat Tolna, bei



dem die Frauen, die hohe rote Stiefel tragen, sich zum Csárdás gefüllte Flaschen auf den Kopf setzen und geschickt balanzierend damit tanzen. Aus Mezőkövesd, das ich im Juli besuchte, der Hauptstadt des Matyó-Ländchens, berühmt durch seine herrlichen Stickereien, zeigt eine Gruppe, wie man die Braut zum Abschied vom Jungfrauenstand mit brennenden Lichtern umgeht. Schulterhemden und Schürzen der Männer sind reich bestickt in buntesten Farben, die Röcke der Frauen tragen am unteren Rande einen breiten bestickten Saum.

Es folgt der Kreiseltanz aus Kalocsa, das berühmt ist durch seine Paprikakulturen. Mädchen reihen unter Gesang Paprikaschoten aneinander. Sie tragen Kleider, die sehr geschmackvolle Blumenstickerei in lichten Farben zeigen. Nun ein Tanz aus Kéménd im Komitat Gran (Esztergom), das im rückgegliederten, ehemals tschechoslowakischen Gebiete liegt. In dieser Gegend tragen die Frauen sehr hohe rote Stiefel; die Taille liegt ungewöhnlich tief, sodass der Oberkörper übermässig verlängert erscheint. Verstärkt wird der Eindruck durch den kurzen weiten Glockenrock. Die Spiele schliessen mit einem künstlerisch hochstehenden Werbetanz der Burschen, die über zwei am Boden gekreuzt liegende Stöcke geschickt hin- und herspringen.

Dieser Tag bedeutet für mich das Ende der freien Zeiteinteilung, des Umherschweifens und unbeschwerten Kennenlernens und Erforschens. Das Semester beginnt, die Arbeit beansprucht meine Tage für sich, die Sorglosigkeit, mit der man unter der heissen ungarischen Sonne so leicht Minuten, Stunden, Tage verrinnen lässt, macht dem Ernst Platz.

Nur manchmal noch, abends, wenn die Augen vom vielen Lesen brennen, wandere ich über die Elisabeth-Brücke, lasse mich von der Wucht dieses genialen Bogens ergreifen, der die Donau dreihundert Meter weit ohne Pfeiler von einem Ufer zum anderen überspannt. Ich besuche dann das Denkmal der Königin Elisabeth, das am Pester Ufer am Kopf der Brücke steht. Unter einem nach allen Seiten offenen Baldachin sitzt die Königin, die auf Europas glänzendstem Throne nicht glücklich zu sein vermochte. Sie stützt das Haupt mit der Hand und schaut den Betrachter, den sie in Audienz zu empfangen scheint, freundlich lächelnd an. Ich muss ihr berichten, was ich in Ungarn gesehen, von der Fischerbastei und der Margareteninsel, vom Plattensee und dem Perlenstraus. Als ich vom Reiten auf dem Gut erzähle, scheint sie sich beklagen zu wollen, dass man sie, eine der besten Reiterinnen ihrer Zeit, auf dem bequemen Thron sitzen lässt statt auf dem lebendigen Rücken eines Pferdes. Genau muss ich ihr berichten, wie wir die Tage des Wiener Schiedsspruches erlebten, wie die Budapester

den Platz vor dem Ostbahnhof füllten und wie der heimkehrende Graf *Teleki* mit donnernden Eljen-Rufen empfangen wurde. Befriedigt lächelt sie, dass dem wiedererstarkenden Ungarn Gerechtigkeit widerfahren ist durch deutschen Einfluss.

Die sinkende Sonne sendet über den Blocksberg die letzten warmen Strahlen, vergoldet das Antlitz der hohen Frau und spielt in ihren Zügen. Mit einem Glorienschein umgeben hebt sich ihre fürstliche Erscheinung gegen die Hinterwand des Baldachins ab, die wie auf dem Bilde der Holbeinschen Madonna des Bürgermeisters Meyer die Muschelriefelung zeigt. Die Schatten um den Mund bewegen sich, die Königin von Ungarn scheint erzählen zu wollen, wie sehr sie dieses schöne Land geliebt.

Jetzt spielt die Sonne nur noch in den Augen, die durch den Betrachter hindurchschauen über die Donau, hinüber zur Burg, deren kupfergrüne Dächer die letzten Strahlen des Tages zu uns herüberblitzen. Nocheinmal glüht die Stirne auf. Die Sonne sinkt, der Traum ist zu Ende.

OSZK  
Országgyűlési Könyvtár